

  
**BASTEI**  
**LÜBBE**  
TASCHENBUCH

### **Über die Autorin:**

Daniela Winterfeld wurde 1978 in Rheda-Wiedenbrück geboren. Sie ist in Westfalen auf einem Bauernhof aufgewachsen und begann bereits in ihrer Jugend mit dem Schreiben. Später studierte sie Literaturwissenschaften mit den Nebenfächern Geschichte und Psychologie. Inzwischen lebt die Autorin mit Mann und Kindern in Berlin.

Daniela Winterfeld

Die Quellen von Malun

BLUT  
GÖTTIN

Roman

■■■■■  
BASTEI  
LÜBBE  
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH  
Band 20948



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Titelillustration: © Guter Punkt, München  
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de)  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Gesetzt aus der Bembo Std  
Druck und Verarbeitung: C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-404-20948-4

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter  
[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

# PROLOG

Ebene von Zeylem

## BLUTSOHN

Die Hufe der Pferde zerrissen den Boden zu Staub, zerfetzten die Erdkruste und wirbelten eine Wolke in die Höhe. Wie ein Schleier haftete sie an den Fersen der Reiter, flog ihnen nach, während sie über die ausgedorrte Ebene dahinjagten. Die Pferde schwitzten und keuchten, ihr weißes Fell war längst gelb gefärbt von Staub und Schweiß und glich damit dem Blond ihrer Reiter. Doch die Männer kannten keine Gnade, trieben die Tiere unerbittlich voran. Nichts durfte sie jetzt noch aufhalten, nichts durfte sie an dem hindern, was zu tun war. Denn längst schon sank das Licht des Tages hinab zum Horizont und warf einen goldenen Schein über die verbrannten Dörfer.

Wann immer sie eine Siedlung durchquerten, sprangen die Pferde über verkohltes Holz und menschliche Knochen. An den Dachsparren hingen mumifizierte Leichen, denen Beine und Arme fehlten, abgerissen von wilden Tieren. Doch inzwischen waren selbst die Sandhyänen den Dürretod gestorben oder weiter nach Norden gezogen. Nichts lebte mehr in Zeylem, dem ersten Land, das vor mehr als hundert Blutjahren durch Saption erobert worden war. Nicht einmal die Aasfliegen fanden noch Nahrung.

Kurz bevor sie ihr Ziel erreichten, begann der Wald. Oder das, was vor langer Zeit ein Wald gewesen war. Wie ein zu Salzkrusten erstarrtes Meer überzogen die umgestürzten Bäume die

Ebene. Es waren mächtige, riesenhafte Maruschkabäume, deren Stämme sich hohl und mit zerfledderter Rinde übereinandertürmten. Der heiße Wind riss an ihren Überresten, blätterte die trockenen Stämme in Schichten auseinander, bis sie in Fetzen davonflogen.

Nur ein schmaler Pfad inmitten der Trümmer war freigeräumt worden, kaum mehr als eine Gasse, welche die Reiter wie ein Hohlweg umfing und sie zwang, sich zu einer Reihe zu formieren.

Wie immer galoppierte der Blutsohn voran und beugte sich tief über den Hals des Schimmels. Das Trommeln der Hufe dröhnte in seinen Ohren, übertönte das Pfeifen des Windes und vereinte sich mit der Jagd seines Herzens. Er musste nicht hochsehen, um zu wissen, dass Rabanus bereits untergegangen war und nur noch seine Dämmerung den Himmel erhellte. Er musste nicht nach vorne schauen, um zu erfahren, wie lange es noch dauern würde. Er musste nur die Gier und den Hass fühlen, die seinen Körper erfüllten, um sicher zu sein, dass seine Zeit davonlief.

*Ihre Zeit, die Zeit, die seiner Mutter noch blieb.*

»Schneller! Kommt schon!« Turor galoppierte direkt hinter ihm, rief die Befehle, die der Blutsohn nicht aussprach. Nicht jetzt, nicht heute. Nur die magischen Worte sprach der Sohn der großen Göttin am Bluttag.

Das Mädchen fing wieder an zu jammern. Direkt vor Turor war sie an den Doppelsattel gefesselt. Ihre kurzen Beinchen waren ans Sattelblatt gekettet, ihr Oberkörper war vornüber am Mähnenkamm des Pferdes festgebunden. Es war schon schwer genug gewesen, sie zu finden – um keinen Preis durfte sie fallen oder fliehen.

Oftmals waren die Kinder halbtot, wenn sie ankamen. Ketten und Seile zerrissen ihre Haut, die Bewegung von Pferd und Sattel prellte ihre Rippen und zerbrach die zarten Knochen. Manchmal erstickten sie in der Enge der Schnürung.

Aber dieses hier jammerte noch.

Wenigstens das war ein gutes Zeichen. Es musste lebendig sein, wenn sie ankamen. Nur was lebte, konnte getötet werden.

Eisige Kälte durchdrang den Körper des Blutsohnes, breitete sich immer weiter aus und froh alles ein, was in ihm gefangen lag. Einzig sein Hass brannte weiter, eine kleine, eisige Flamme, die sein Herz schon lange verkohlt hatte.

In diesem Moment sah er doch nach vorne und entdeckte den einzelnen Berg, der sich am Horizont abzeichnete. Die Silhouette der Blutburg erhob sich auf seiner Spitze. Der Berg leuchtete rot im Licht der aufgehenden Nachtsonne, drängte sich gegen den schwärzer werdenden Himmel. Nur dort, am Fuße der Blutburg, standen die Bäume noch aufrecht. Rotes Laub hing an ihren Zweigen, schon vor Jahrzehnten getrocknet und dennoch nie herabgefallen.

Der Übergang zwischen Tag und Nacht hatte begonnen, jene Zeit, in der die Dämmerung beider Sonnen den Himmel rot färbte. Links neben der Burg leuchtete noch der orangefarbene Schein, den Rabanus seit seinem Untergang an den Himmel warf, während sich Sapia auf der rechtsseitigen Ebene von ihrem Schlafager erhob. Klein und dunkelrot wachte die Blutsonne auf, nur um im Laufe der Nacht noch kleiner zu werden und als rote Leuchtfackel über den Himmel zu ziehen.

Nicht weit von ihr entfernt erwachte noch jemand. Bis jetzt war nur die obere Hälfte seines zerklüfteten Gesichtes zu sehen. Doch der große Mond war schneller als jeder andere Himmelskörper. Sein kaltblaues Antlitz schälte sich mit jedem Galopp sprung weiter hinter dem Meer der toten Bäume hervor, bis es sich voll und ganz darüber erhob. Bald schon würde der kalte Mondsohn seiner rotglühenden Mutter entgegentreten, voller Hass würde er sie küssen und verschlingen. Für wenige Augenblicke würden sich Sapia und Sapienas vereinigen, ehe der große Mond seine Mutter wieder freigäbe. Es war jener Moment, der

sich jeden Monat wiederholte, das Opfer, das sie ein ums andere Mal bringen mussten – um das Licht und die Energie der has-senden Göttin zu erneuern.

Der Blutsohn riss sich vom Anblick der Gestirne los. Nur Sapia warf ihr Licht auf diese Seite des Burghügels und färbte die Bäume rot. Wenige Galoppsprünge später erreichten sie den Wald. Die riesenhaften Baumkronen schlossen sich über ihren Köpfen, bildeten einen dicht bewachsenen Tunnel, der vor ihnen den Berg hinaufführte.

Sie waren zu spät, viel zu spät ...

Der Blutsohn trieb dem Schimmel die Sporen in die Seite, jagte ihn den Berg hinauf. Tatsächlich wurde das Tier schneller, doch nur kurz, ehe es in erschöpften Trab fiel.

Keine Zeit, keine Gnade! Für seinen nächsten Ritt würde er ein neues Pferd brauchen. Doch dieses hier musste seinen Dienst erfüllen, musste ihn rechtzeitig zur Burg bringen, auch wenn es das Letzte war, was es tat. Der Blutsohn griff an seinen Oberschenkel, zog die Knötchenpeitsche aus der Halterung und holte aus. Eisiger Hass flutete durch seine Adern, löste sich in einem Aufschrei und prasselte mit dem Leder auf die Kruppe des Pferdes. Der Hengst quietschte und streckte sich nach vorne, strauchelte und stolperte, ging für einen winzigen Moment in die Knie und gab dennoch sein Letztes, um seinen Reiter den Berg hinaufzutragen.

Turor war ihm noch auf den Fersen, mit einem kurzen Blick über die Schulter konnte der Blutsohn ihn sehen. Die restlichen Männer waren weit hinter ihnen zurückgefallen. Doch auf sie kam es nicht an. Von nun an brauchte er nur noch Turor und das Mädchen.

»Öffnet die Tore! Der Blutsohn kommt!« Turor rief den Befehl den Berg hinauf, nur wenige Augenblicke ehe das verschlossene Burgtor vor ihnen lag.

Eilige Gestalten liefen hin und her, zogen das Fallgitter hoch



und öffneten die Torflügel. Es war kaum weit genug geöffnet, als der Blutsohn hindurchpreschte. Zwei weitere Tore lagen dahinter, ehe er den inneren Burghof erreichte. Sapionas, der Blutsohn, richtete sich im Sattel auf, zügelte das Pferd und brachte es zum Stehen. Noch in der gleichen Bewegung sprang er ab. Doch der Weg zum Boden war kurz, das Pferd sackte unter ihm in die Knie. Er konnte gerade noch zur Seite springen, ehe es zusammenbrach. Mit zuckenden Beinen blieb es auf der Seite liegen.

Der Blutsohn wandte sich ab. Sollten sich seine Männer darum kümmern.

Auch Turors Schimmel hielt sich nur mit Mühe aufrecht, während der oberste Blutsucher das Kind losband und über seine Schulter warf. Das strähnige Blond des Mädchens fiel auf Turors Rücken, vereinte sich mit dem blonden Zopf des ältesten Kinderjägers.

Es war nicht leicht gewesen, das Mädchen zu finden. Das ganze Dorf hatte so getan, als gäbe es keine blonden Kinder in ihrer Gemeinschaft. Doch Sapionas wäre nicht der Blutsohn, wenn er die Existenz des Kindes nicht erahnt hätte. In den Legenden hieß es, es sei Magie, mit der er die Kinder erspürte. Doch ob es tatsächlich so war, wusste er nicht einmal selbst. Er las die Geheimnisse der Menschen in ihren Gesichtern. So war es immer gewesen, und wenn es wahrhaftig Magie war, so war es ein Talent, das er niemals geschult hatte.

Womöglich könnte er weitaus mächtiger sein.

Sapionas' Hass wallte auf, schäumte in seinem Magen über und durchdrang seinen Körper, bis er ganz und gar davon erfüllt war. Mit schnellen Schritten durchquerte er den Burghof.

Ein blonder junger Mann stand am Eingang zum Turm. Hastig riss er die Tür auf, um den Blutsohn passieren zu lassen. Nur flüchtig erkannte Sapionas die Angst im Gesicht des Jungen, ein wildes, animalisches Leuchten, genau der richtige Funke, der bald schon in glühenden Hass umschlagen würde.

Die Treppe im Inneren lag im Dunklen. Ohne Geländer schlängelte sie sich an den Mauern des Turmes nach oben. Nur hier und dort wurde sie von Fackeln erhellt. Doch der Blutsohn hatte keine Zeit, um sich an das Zwielflicht zu gewöhnen. Beinahe blind hastete er die Stufen hinauf.

In dieser plötzlichen Dunkelheit sah er das Gesicht der Kindesmutter noch einmal vor sich. Auch ihre Augen hatten wild geleuchtet, Mutteraugen, die versuchten, ihr Kleines zu schützen. Was war es nur, das Mütter mit ihren Kindern verband? Was war es, dass sie selbst für ein Blutsbalg wie dieses zu wilden Tieren wurden? Dass sie ihr Leben riskierten, um einen Bastard zu beschützen?

Die Augen der Mutter waren blau gewesen. Blaue Augen und rote Haare. So wie sie sahen fast alle Frauen aus, die sich die Blutsucher auswählten, um ihre blonde Saat zu pflanzen. Ob sich wohl einer seiner Männer an die Frau erinnerte? Ob es je vorgekommen war, dass einer von ihnen Vatergefühle für ein Blutsbalg entwickelt hatte?

Nur flüchtig glitt die Frage durch seine Gedanken, ehe sie zwischen Hass und Kälte ertrank. Saponas hatte die obere Hälfte des Turmes erreicht. Turors Schritte waren direkt hinter ihm, das Kind in seinen Armen jammerte.

Hier oben sickerte rotes Licht durch die Schießscharten, Rabanus' letzte Dämmerglut von der einen Seite und Sapias Dunkelrot von der anderen. Der Blutsohn zog den Opferdolch aus der Scheide, durchschnitt die Lederbänder an seinen Armmanchetten und ließ sie herabfallen. Noch während er weiter die Treppe hinaufstürmte, schnitt er ein Kleidungsstück nach dem nächsten von seinem Körper. Als er die Tür zum Turmsaal erreichte, war er so nackt, wie die große, hassende Göttin ihn erschaffen hatte. Hier oben musste er sich die Türe selbst öffnen. Niemand außer ihm und Turor kam hier herauf.

Beißender Gestank schlug ihm entgegen, sobald er in den

Saal trat, dicht gefolgt vom Summen der Fliegen, die in dunklen Schwärmen durch den Raum waberten. Wenn es einen Ort gab, an dem die Aasfliegen reichlich Nahrung fanden, dann hier. Abgenagte Kinderleichen bedeckten den Boden, manche nur noch Skelette, andere von Fliegenschwärmen verhüllt, wieder andere so ausgetrocknet, dass sich nicht einmal der hungrigste Aasfresser dafür interessierte. Der Boden rund um die Leichen schillerte Braun und Grün von getrocknetem und verdorbenem Blut. Auch die Steinwände waren rostrot gesprenkelt, nur durchbrochen von den Fensterlöchern, durch die das Dämmerlicht von zwei Seiten hereinschien. Sterbendes Orange und dunkles Rot vereinten sich auf dem Thron der Göttin am anderen Ende des Turmsaales.

Sapias Gestalt hing leblos über der Armlehne. Nur ihr Brustkorb hob und senkte sich. Blut und Fliegen waren das Einzige, was ihren nackten Körper kleidete. Das tote Mädchen des letzten Bluttages hing noch über ihren Knien, halb zerfressen vom Hunger der Göttin.

Der Hass des Blutsohnes loderte auf, füllte seinen Brustkorb und ließ ihn die Faust noch fester um den Dolch ballen.

Turor betrat den Saal hinter ihm. Sein Keuchen durchbrach das Summen der Fliegen, beinahe menschlich. Mit einem dumpfen Klatschen ließ er das Kind auf den Boden fallen.

Die Kleine schrie auf, jammerte und weinte. Sapias musste nicht hinsehen, um zu hören, wie sie auf allen vieren zu Turor krabbelte. Allzu viele hatten es vor ihr getan, sich im Angesicht des Grauens an den letzten Menschen geklammert, der in Reichweite war, auch wenn es derjenige war, der sie gejagt und ausgeliefert hatte.

Eine heiße Windböe fegte durch die Fenster herein, wirbelte die Fliegen auf und vereinte sich mit dem Hass, der den Blutsohn zum Zittern brachte. Jetzt! Es war so weit! Er musste es tun! Ohne hinzusehen, griff er nach dem Schopf des Kindes,

zog daran, bis es jaulend auf die Füße sprang. Doch die Kleine stand nur kurz, ehe sie zusammensackte und mit ihrem ganzen Gewicht an den Haaren hing. Kaum ein Kind konnte noch laufen, wenn es hier ankam.

Der Blutsohn ging vorwärts, schleifte sie an den Haaren hinter sich her, bis sie ganz und gar still war. Mit den Füßen schob er die Leichen beiseite, watete zwischen ihnen zum Thron der Göttin. Eisige Kälte umhüllte seinen Verstand, betäubte alles, was darunterlag, alles, was es jemals gegeben hatte. Er war kein Mensch, war es nie gewesen und würde es niemals sein. Er war der Sohn der blutrünstigen Göttin, der eisige, hassende Blutsohn, geschaffen, um Monat für Monat ihre Kraft zu erneuern.

Direkt vor seiner Mutter blieb er stehen, blickte von oben auf sie hinab. Beinahe schien es, als sei sie tot, wären nicht die Fliegen auf ihren Lippen, deren Flügel mit jedem Atemzug vibrierten.

»Mein Sohn.« Mit ihrem Krächzen stoben die Fliegen auf, umkreisten ihren Kopf und setzten erneut zur Landung an. »Du bist spät.« Sie bewegte den Arm, wischte in einer schlaffen Geste um sich herum. Die Aasfliegen summten in einer schwarzen Wolke davon und ließen den mageren Körper der Göttin zurück. Nur in ihrer Scham blieben die Fliegen sitzen und bildeten einen schillernden Hügel. Rundherum stachen die Beckenknochen der Göttin hervor. Ihre Taille bestand aus braun verkrusteten Hautfalten, die sich dort übereinanderwarfen, wo sie einmal weibliche Formen besessen hatte. Doch direkt darüber spannte sich die Haut wie Papier über ihrem Brustkorb und ließ das Muster der Rippen hervortreten. Wie zwei braune, dreieckige Lappen hingen ihre Brüste daran herunter.

Der Blutsohn zog das Kind an den Haaren nach vorne, schob es zwischen sich und die Göttin. Auch wenn die Kleine ohnmächtig dahing, ihr Körper fühlte sich wärmer und lebendiger an, als es die Göttin jemals gewesen war. Der Blutsohn richtete

sich auf, hielt das Mädchen höher und blickte über seine Mutter hinweg aus dem Fenster. Saponas, der größte Mond, nach dem er benannt worden war, leuchtete ihm entgegen. Sein zerfurchtes Antlitz berührte die Seite der Blutsonne.

Es war an der Zeit! Wie von allein begann sein Mund, die Worte zu formen: »Und wieder ist der Zyklus des Mondes vorüber, wieder ist die Kraft der Mutter verbraucht, und der Tod neigt sich über sie. Doch heute, am Abend des Bluttages, im letzten Licht des Vaters und der sterbenden Glut der Mutter, ist der Blutsohn gekommen, um das Siechtum der großen Göttin zu beenden und ihr Leben zu erneuern.«

Seine Mutter rückte auf dem Thron nach vorne, rieb ihre Scham an der Kante des Sessels und presste ihre welken Brüste gegen das Mädchen. Ihre Arme schlangen sich um den bewusstlosen Körper der Kleinen, reichten weit genug, um den Rücken des Blutsohnes zu bedecken.

Saponas zitterte, eiskalt sprenge der Hass seine Brust: »So bin ich denn gekommen, meiner Mutter zu bringen das wertvollste Geschenk.« Er hob den Dolch zum Hals des Kindes, legte ihn an und ließ den ersten Blutstropfen hervorquellen.

Das Mädchen erwachte, schrie auf und begann zu zappeln. Die Göttin presste sich dichter heran, lehnte den Kopf zurück und öffnete den Mund.

Der Hass des Blutsohnes explodierte, ließ ihn den Dolch durch das Fleisch streichen und sprudelte mit dem Blut auf die Göttin hinab: »Rotes Blut auf weißer Haut, ihr Leben für Eures, meine Dienste bis ans Ende aller Tage.« Damit warf er das tote Mädchen über den Schoß der Göttin.

Sapia fiel zurück in den Sessel, räkelte sich im Blut und stieß ein wollüstiges Grunzen aus.

Sein Hass kochte, wollte alles vernichten. Jetzt gleich wollte er damit beginnen, wollte seine Mutter töten und den Zyklus durchbrechen ...

... und war dennoch an die Pflicht gebunden. Von allein sank er nach vorn, spürte das Blut auf seiner Haut und fasste nach den Brüsten der Göttin. Glitschig nass hingen sie in seinen Händen. Nur kurz nahm er wahr, wie sich ihr Körper veränderte, wie sich die Brüste zusammenzogen, bis sie straff und rund unter seinen Fingern lagen.

Dann sah er hinaus aus dem Fenster, starrte auf den Mond, der sich zögernd über die Blutsonne schob. Das Stöhnen der Göttin drängte sich in seine Ohren, ihr Körper bewegte sich unter seinem. Doch sein Blick galt nur den Gestirnen, der zerstörten Fratze des Mondes und der kleinen Sonne, die langsam dahinter verschwand.

Hass und Kälte brannten in ihm, taten ihre Pflicht und erfüllten die Gier der Mutter. Doch sein Geist flog hinauf in den Himmel, bedauerte den Mond, der Zyklus um Zyklus seine Bahnen zog und niemals ausbrechen konnte. Die Erlösung folgte schnell, kurz nur verschlang der Mond die Blutsonne und ließ sie in einem roten Kranz hinter sich aufleuchten.

Dann war es vorbei. Saponas löste sich von seiner Mutter. Mond und Blutsohn wichen zur Seite und beeilten sich, die Glut der Göttin zu verlassen.

Der letzte Blick auf seine Mutter war ein Versehen. Jung und schön lag sie da, ihre Augen geschlossen, die Schenkel gespreizt, ihre Haut von frischem Blut überströmt. Das tote Kind war zwischen ihren Beinen auf den Boden gerutscht. Ein heißer Wind erhob sich über der Göttin, riss die Fliegen mit sich und ließ sie in einer Windhose umeinanderwirbeln. Für eine Sekunde konzentrierte sich der Sturm an diesem Punkt. Dann stob die Windhose auseinander, sprengte in einer Druckwelle durch den Raum, warf den Blutsohn nach hinten und fegte durch die Fenster des Turmes nach draußen.

Saponas strauchelte, fing sich, lief weiter rückwärts und musste sich umdrehen, um nicht über die Leichen zu fallen.

Dann rannte er, sprang über Knochen und tote Kinder hinweg, bis er die Tür erreichte. Turor stand noch dort, sein Gesicht so bleich wie der kleine Mond, der sich hinter seinem Bruder am Himmel erhob.

Der älteste Kinderjäger hatte alles gesehen. So wie jedes Mal. Mehr als das konnte er nicht für den Blutsohn tun.

Sapionas stürmte an ihm vorbei, rannte die Treppe hinab und sammelte im Vorbeigehen seine Beinkleider ein. Niemand, nicht einmal Turor, durfte sehen, wie er sich am Fuß der Treppe in die Dunkelheit übergab.





# 1. KAPITEL

Südfarua, Wasserbergwerk Ljimgart, Sklavenkolonie

ALIA

Die unteren Gänge im Bergwerk waren eng, gerade breit genug für zwei Menschen, und so niedrig, dass man sich nicht darin aufrichten konnte. Doch wozu sollten sie sich auch aufrichten? Um die Wasserfässer vor sich her zu rollen, mussten sie sich ohnehin ducken.

Alia wusste nicht, wie viele Wasserfässer sie an diesem Morgen schon den Gang hinaufgerollt hatte. Es gab Tage, an denen sie die Fässer zählte, um ihre Gedanken zu beschäftigen. Doch heute war sie selbst dazu zu müde. Ihr Rücken schmerzte von der geduckten Haltung, und ihr Nacken fühlte sich steif an. Als sie die stillgelegte Abzweigung des Ganges passierte, wollte sie am liebsten aus der Fässerkolonne ausbrechen und sich in der Ruhe der verbotenen Gänge verstecken, bis der Dienst vorbei war. Aber die anderen liefen vor und hinter ihr, ein gehorsamer Zug von Sklaven, die ihre Fässer vor sich her rollten. Wenn sie jetzt ausbräche, müsste sie nicht nur das verräterische Fass an der Abzweigung stehen lassen, sie wäre auch darauf angewiesen, dass die anderen Sklaven sie nicht an die Sapion-Wachen verrieten.

Das Fass hätte sie vielleicht noch in der Dunkelheit des seitlichen Ganges verstecken können, aber gegen den Verrat gab es keinen Schutz. So manch einer versprach sich einen Vorteil davon, wenn er den Wachen das Opfer des Tages auslieferte: eine kleine Extraration oder einfach nur ein Abend in Sicherheit.

Fast an jedem Feierabend suchten sich die Wachen ein Spielzeug. Wenn sie einen guten Tag hatten, war es ein Mann, den sie schubsten, schlugen und demütigten, bis er laut genug jammerte, um sich über ihn lustig zu machen. Dann lachten sie ihn aus und entließen ihn in die Baracken.

An schlechteren Tagen war es eine Frau, die sie nacheinander vergewaltigen, manchmal fünf, manchmal auch zwanzig Männer, während die anderen grölend danebenstanden. Nicht jede Frau war danach noch am Leben.

An den schlimmsten Tagen fielen die Wachen über die Schwachen her, über Kranke und Alte, die sie so lange quälten und folterten, bis sie sich nicht mehr rühren konnten, nur um sie danach für arbeitsunfähig zu erklären. Wer arbeitsunfähig war, bekam fünf Tage, um sich zu erholen. War er danach noch nicht auf den Beinen, wurde er beim Morgenapell hingerichtet.

»Leistung« und »Quoten« waren die Zauberwörter der sapienischen Besatzer. Die Faruasklaven besaßen nur eine einzige Aufgabe: Sie mussten Leistung bringen und Quoten erfüllen. Tausend Fässer Wasser am Tag, ganz gleich, ob sie gerade eine frische Wasserader anzapften oder ob sie die letzten Tropfen aus einer trockengefallenen Bodenschicht kratzten.

Fünf bis zwölf Ebenen war das Wasserbergwerk inzwischen tief, je nachdem, wie die Wasseradern verliefen. An manchen Abschnitten lagen die Bodenschichten waagrecht, so dass sie die Ebenen ordentlich übereinander anordnen konnten. An anderen Stellen lagen die Gesteinsschichten schief. Dort gab es weniger Ebenen, aber die einzelnen Stockwerke reichten tiefer in die Erde. Entsprechend mussten die Fässer über steile Hänge gerollt werden, um sie aus dem Tunnelsystem hinauszubefördern.

In solchen Bergwerksabschnitten arbeiteten ausschließlich männliche Sklaven, die jeden Morgen gegenseitig prüften, ob sie stark genug für die Arbeit waren. Wenn sie in diesen Tunneln ein Fass nicht mehr halten konnten, war das ein Todesurteil für

alle, die dahinter liefen. Ein Fass, das sich löste und den Berg hinabrollte, riss alles mit sich, was ihm im Weg war, sämtliche Sklaven und mit ihnen die anderen Fässer, bis eine tödliche Lawine die Gänge hinabtobte.

Alias Vater war auf diese Weise gestorben.

Auch das war ein Grund, warum sich die Sklaven gegenseitig verrieten, sobald einer von ihnen arbeitsunfähig wurde.

Alia warf einen prüfenden Blick auf die Frau, die das Fass vor ihr rollte. Gunried war eine der Älteren. Graue Strähnen mischten sich in ihre roten Haare, und ihr Rücken hatte sich längst zu einem Buckel geformt. Zu sehr hatten sich ihre Schultern über die Jahre nach vorne gezogen und der geduckten Arbeitshaltung angepasst.

Wann immer Alia eine Gelegenheit fand, achtete sie darauf, sich aufzurichten, machte Lockerungsübungen für ihre Muskeln und dehnte die Sehnen. Dennoch wusste sie, dass sie eines Tages ebenso aussehen würde wie Gunried. Alle alten Leute hatten einen Buckel, manche mehr, manche weniger.

Auch Alias Eltern hatten nichts dagegen tun können, auf diese Weise verschlissen zu werden. Nicht einmal die Kenntnisse ihrer Mutter hatten ihnen geholfen. Sie war eine Heilerin gewesen, damals, bevor die Sapioner ihr Land besetzt hatten. Zwölf Blutjahre war das nun her oder auch zwanzig Blütezyklen. Bis heute fiel es Alia schwer, die Zeitrechnung der Sapioner in ihre umzurechnen. Ein Blütezyklus richtete sich nach der Blütezeit des Malunabaumes, der in etwa der Dauer einer Schwangerschaft entsprach. Die Sapioner berechneten ihr Jahr hingegen nach dem Lauf der Blutsonne, die in der Nachtsonnenzeit nachts am Himmel stand und sich in der Tagsonnenzeit gemeinsam mit Rabanus am Taghimmel befand. Es gab insgesamt vier Sonnenzeiten, wobei die Nachtwechsel- und die Tagwechselzeit jeweils fünf Monate dauerte, während die Nacht- und Tagsonnenzeiten nur zweieinhalb Monate ausmachten.

Entsprechend gab es 15 Blutmonate pro Jahr, die jeder 30 Tage lang waren.

Die Zahlen der Sapioner waren glatt und einfach zu rechnen, doch wie auch immer man versuchte, Blutmonate in Blütezyklen umzurechnen, es kam immer etwas Krummes dabei heraus. Und seitdem die Sapioner alle Malunabäume gefällt hatten, war es kaum noch möglich, die Zeitrechnung ihres Volkes nachzuvollziehen.

Alia erreichte die Kreuzung, auf der die Gänge aus den tieferen Ebenen mündeten. Von dort unten klang das Klopfen und Klirren der Steinpickel, mit denen die Sklaven die Steinwände bearbeiteten, immer in der Hoffnung, neue Wasseradern zu finden. Größtenteils waren es Kinder, die dort unten Steinschicht für Steinschicht abtrugen, weil sie klein genug waren, um auf Händen und Knien am Ende eines Probeschachtes zu arbeiten. Die meisten dieser Schächte wurden niemals zu richtigen Tunneln ausgebaut. Nur wenn sie ein neues Wasserreservoir fanden, wurde ein Ventil in die aufgeschlagene Steinwand eingesetzt und der Raum davor zu einer großen Höhle ausgebaut, in der die Sklaven das Wasser in Fässer füllten.

Am liebsten wäre Alia stehen geblieben und hätte in die Tiefe gelauscht. Mariusch war dort unten. Ihr Freund war der Vorarbeiter der Wassersucher und damit derjenige, der für die Kinder und jungen Erwachsenen auf der zwölften Ebene die Verantwortung trug. Alia wusste, wie sehr er unter Druck stand. Wenn sie nicht bald eine neue Wasserader fanden, würden die alten Reservoirs nicht mehr genug hergeben, um die Quote zu erfüllen. In dem Fall musste Mariusch seinen Kopf herhalten.

»Schneller, Alia!« Marille, die Sklavin hinter ihr, zischte ihr zu. »Nicht einschlafen da vorne!«

Erst jetzt fiel Alia auf, dass sie langsamer geworden war. Der Abstand zu Gunried hatte sich vergrößert. Sie beeilte sich und

rollte ihr Fass schneller, bis sie hinter der alten Sklavin aufgeschlossen hatte.

»Du kannst die Muskeln von deinem großspurigen Geliebten heute Abend bewundern!«, zischte Marille weiter.

Alia musste sich auf die Zunge beißen, um nicht zu kontern: Mariusch war nicht großspurig! Genaugenommen war er das völlige Gegenteil. Das, was Mariusch mit seinen Wassersuchern leistete, rettete den Sklaven ihrer Kolonie das Leben. Womöglich wäre das Bergwerk längst geschlossen worden, wenn es Mariusch und sein Talent nicht gäbe. Nur weil er tagein, tagaus den Verlauf der Erdschichten erforschte, hatten sie die Wasserleiter auf Ebene fünf bis elf überhaupt gefunden. Dennoch war Mariusch der bescheidenste Mensch, den Alia kannte. Er würde nicht im Traum auf die Idee kommen, mit seiner Leistung anzugeben, und wenn man ihn darauf ansprach, tat er so, als sei es nicht der Rede wert.

Trotzdem wusste sie, worauf Marille anspielte: Sämtliche Sklaven im Bergwerk bestanden nur noch aus Muskeln und Haut. Aber Mariusch war einer der wenigen, die dabei nicht mager aussahen. Zudem arbeitete er dort unten in stickiger Hitze. Auch oben, am Tageslicht, war es glühend heiß. Daher trug er nur selten ein Hemd, und es gab kaum ein Mädchen, das seinem Anblick widerstehen konnte, wenn er mit nacktem Oberkörper vorbeilief.

Dass er besser aussah als alle anderen, lag vor allem an zwei Dingen: Zum einen machte er die gleichen Übungen wie Alia, um nach Dienstschluss seine gerade Haltung zu trainieren. Zum anderen brachte ihm seine Stellung als Vorarbeiter die schönsten Privilegien ein: dreifache Rationen, eine eigene Wohnhütte, und das Recht, so viel Wasser zu benutzen, wie er wollte. Sogar waschen durfte er sich damit.

So kam es, dass die Sklaven in ihrem Neid nur selten wahrnahmen, was er für sie alle leistete. Die Männer beneideten ihn

um seine Stellung, und junge Frauen wie Marille sahen nur, dass er die beste Partie des Lagers war. Wer mit Mariusch liiert war, konnte von seinen Rationen naschen, mit ihm in seiner Hütte wohnen und musste niemals Durst leiden.

Abgesehen von Alia wussten nur wenige, dass er den Großteil seiner Extrarationen an die Kinder verteilte, die in der Tiefe des Bergwerkes vor sich hin kümmerten und von denen kaum eines je das Erwachsenenalter erreichen würde.

»Dabei hat dein Schönster einen echten Knall.« Marilles Stimme knurrte und ließ Alia zusammenzucken. »Wer sonst wäre so verrückt, sich eine Schorfmade ins Bett zu holen.«

Alia atmete scharf ein. Mit aller Kraft musste sie sich zusammennehmen, um Marille nicht zu erklären, dass sie schon seit Ewigkeiten keine Schorfmaden mehr hatte. Der Befall mit Schorfmaden war nur eine Strategie gewesen. Eine ausgesprochen gute Strategie, die bis heute funktionierte: Mädchen mit Schorfmaden wurden nicht so oft vergewaltigt.

Doch das Opfer dafür war hoch. Alias Mutter hatte die Entscheidung kurz nach der Eroberung durch die Sapioner getroffen. Grölende Horden von Soldaten waren in die Dörfer eingefallen, hatten Lebensmittel und Wasser geplündert und Frauen vergewaltigt. Wer besonders hübsch war, wurde als private Sklavin mitgenommen. Dabei machten die Sapioner auch vor jüngeren Mädchen nicht Halt.

Alia war gerade 15 Blütezyklen alt gewesen, als Farua unter dem Ansturm der Sapioner kapituliert hatte. Damit war sie genau in jenem Alter gewesen, in dem ihr Körper die ersten weiblichen Anzeichen gezeigt hatte. Zudem war sie hübsch, mit zarten Sommersprossen, braunen Augen und den seltenen blonden Haaren, die jeden Sapioner sofort auf sie aufmerksam machten.

Um ihre älteste Tochter zu schützen, hatte Alias Mutter eine drastische Entscheidung getroffen: Schorfmaden waren die

schlimmsten Parasiten, die einen Menschen befallen konnten, winzig kleine Würmer, die sich von menschlicher Haut ernährten und ihre Eier in die tieferen Hautschichten legten. Dabei hinterließen sie schwärende Wunden, die sich immer weiter ausdehnten. In schlimmen Fällen konnten sie ganze Hautpartien zerstören, so dass der »Schorf« den halben Körper bedeckte, und wenn es sich noch weiter ausdehnte, starb man daran.

Doch Alias Mutter war der Ansicht gewesen, dass sich der Befall kontrollieren ließ. Also hatte sie Alia mit den Maden infiziert, hatte die Parasiten an ihren Armen und Beinen ausgesetzt, möglichst dort, wo die Wunden für alle sichtbar waren. Nur Alias Gesicht sollten die Schorfmaden nicht befallen, weil die Narben einen Menschen für immer entstellten.

Alias Hand zuckte bei der Erinnerung an die Maden. Der Schmerz, mit dem sie sich durch ihre Hautschichten gefressen hatten, war unerträglich gewesen. Fünf Tage hatte sie im Schreiefieber verbracht, hatte um sich geschlagen und die Haut aufgekratzt, hatte gebrüllt und gekreischt, bis sie ihre Stimme verlor. Jeder im Dorf, bis hin zu den betrunkensten saponischen Soldaten, hatte erfahren, dass das hübscheste Mädchen des Ortes von Schorfmaden befallen war. Und alle hatten gebührenden Abstand zu ihr gehalten.

Am fünften Tag hatte ihre Mutter angefangen, Alia zu behandeln, mit einer Tinktur, die dafür sorgen sollte, dass sich die Maden nicht mehr vermehrten. Die Medizin hatte gewirkt. Alias Schorfmaden waren nach und nach abgestorben und ihre Wunden verheilt. Nur die Narben an ihren Armen und Beinen sprachen bis heute von der schrecklichsten Qual ihres Lebens.

Aber die Medizin war so stark gewesen, dass sie nicht nur die Maden an der Fortpflanzung hinderte, auch Alia war seither unfruchtbar. Zumindest mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit. Doch vermutlich war es besser so. Es war besser, wenn blonde Frauen keine Kinder bekamen. Kinder, die blonde Haare und

blaue Augen besaßen, wurden verschleppt und der Blutgöttin geopfert.

Dass Alias Augen braun waren, war ihre Rettung. Dennoch waren ihre blonden Haare gefährlich und mussten um jeden Preis versteckt werden. Schon seit dem ersten Überfall der Saptioner färbte sie ihre Haare mit rot pigmentierter Erde, um ihnen die Farbe zu geben, die nahezu allen Faruanern zu eigen war. Seither unterschieden sich Alias Haare nur noch durch eines von denen der anderen: Sie waren zottelig und dreckig, fast immer verknotet wie ein strauchiges Gewächs. Das wiederum passte zu ihrem Ruf als Schorfmade.

Alia wusste, dass sie gut daran tat, sich diesen Ruf zu erhalten. Die wenigsten Menschen wussten etwas über Medizin, und die Saptioner waren in dieser Hinsicht so ungebildet wie ein neugeborenes Kind. Daher glaubten sie an das Gerücht, dass man Schorfmaden niemals ganz loswurde, dass ihre Eier unter der Haut sitzen blieben, um von dort aus Menschen anzustecken, mit denen man engen Kontakt hatte.

Die Schorfmaden waren also noch immer Alias Rettung. Jeden Morgen rieb sie rötlichen Dreck auf ihr Gesicht, auf ihre Arme und Beine und in die Haare, um einen verwahrlosten Eindruck zu machen. Auch wenn die meisten wussten, dass sie keine akuten Schorfmaden mehr hatte ... Unter dem Dreck ließ sich kaum erkennen, wie viele Narben die Parasiten tatsächlich hinterlassen hatten. Nur Mariusch wusste, dass Alia noch immer so hübsch war wie eh und je.

Kurz bevor sie die Kreuzung erreichte, an der der Nebengang in den Hauptgang einmündete, geriet die Kolonne der Sklaven ins Stocken. Alia stellte ihr Fass ab und richtete sich so weit wie möglich auf. Doch der Gang war noch immer so niedrig, dass sie ihren Kopf nach vorne neigen musste.

In kleinen Schüben ging es voran, bis Alia endlich in den Hauptgang trat. Auf den Schienen vor ihnen stand eine Lore.



Die Sklaven rollten die Fässer die Laderampe hinauf und stellten sie oben nebeneinander. Alia nutzte eine weitere Pause, um sich zur vollen Größe aufzurichten. Nur hier, in den Hauptgängen, war die Decke hoch genug, um gerade zu stehen.

»Alia.« Eine heisere Stimme erregte ihre Aufmerksamkeit, nur wenig von ihr entfernt und trotzdem aus einer Richtung, die sie nicht einordnen konnte. So gut es im Halbdunkel möglich war, sah Alia sich um, blickte nach vorne, an Gunried vorbei, die gerade ihr Fass kippte und auf die Rampe zurollte. Doch sie konnte niemanden entdecken.

»Ich bin hier.« Es war Filis Stimme. Aber sie stand nicht vorne neben der Lore, wo sie dafür verantwortlich war, das plumpe Erdpony zu führen, sondern seitlich am Rand des Tunnels, in einer Nische, die das Licht der Wandfackeln nicht erhellen konnte.

Alia spähte in die Richtung, aber sie konnte nicht viel erkennen. »Warte. Ich komme sofort«, wisperte sie.

Direkt vor ihr mühte Gunried sich mit dem Fass ab. Mit zitternden Gliedern stemmte sich die alte Frau dagegen, um es über die Laderampe zu rollen. Alia konnte ihr ansehen, dass sie jeden Moment loslassen würde. Schnell sprang sie nach vorne, lehnte sich neben Gunried und drückte das Fass über den letzten Buckel der Rampe. Mit einem Poltern rollte es oben gegen die anderen.

»Ich hätte das auch allein geschafft«, knurrte Gunried, kletterte hinter dem Fass her und stellte es auf.

Alia nickte und trat einen Schritt zurück. Sie wusste, warum sich die Alte nicht für die Hilfe bedankte. Eine Schwäche einzugestehen, war gefährlich. Wer es heute nicht mehr schaffte, das Fass die Rampe hinaufzurollen, der scheiterte morgen womöglich an den steilen Gängen des Bergwerkes.

Alia beeilte sich, ihr Fass auf die Lore zu manövrieren, stellte es hin und sprang wieder nach unten. Während Marille noch mit ihrem Fass beschäftigt war, scherte Alia aus der Sklavenreihe aus und trat in die Schattennische, in der sich Fili versteckt hielt.

»Alia.« Ihre Freundin krächzte. »Du musst mir helfen.«

Erst jetzt sah sie, in welchem Zustand sich Fili befand: Ihr Kleid war von der Brust abwärts zerrissen. Sie klammerte ihre Hände um die zerfetzten Teile und zog sie nur notdürftig vor ihre Brüste. »Ich kann nicht mehr«, flüsterte sie. »Burk hat es auf mich abgesehen. Er hält Wache im oberen Gang, und immer, wenn ich das Erdpony durch sein Revier führe ...« Sie stockte, Tränen liefen über ihr Gesicht und zeichneten helle Spuren auf ihre Wangen. »Er fasst mich überall an ... Beim Abendappell bin ich *an der Reihe*, sagt er.«

Alia starrte ihre Freundin an, bemühte sich darum, nicht auf ihr zerrissenes Kleid zu schauen.

»Bitte hilf mir«, flehte Fili. »Bitte lass uns die Arbeit tauschen. Von mir aus für immer. Dir wird er nichts tun, und ich rolle lieber für den Rest meines Lebens Fässer.«

Alia nickte und schüttelte gleich darauf den Kopf. »Natürlich tauschen wir. Aber nur heute.« Sie räusperte sich. »Oder immer dann, wenn er Dienst hat. Aber bestimmt nicht für immer. In den unteren Gängen Fässer zu rollen, ist ein Dreckrattenleben. Das willst du nicht.«

Fili schniefte, ein Tropfen Licht verirrte sich in ihre Richtung und spiegelte sich in ihren Tränen. »Das ist mir egal. Ich will nicht *an der Reihe* sein. Ich bin verlobt, ich möchte bald heiraten. Meinst du, Druscho nimmt mich noch, wenn Burk mit mir fertig ist?«

Alia senkte den Blick. Burk war noch jung und hatte bislang nicht zur Auslese antreten müssen, was in der Kultur der Saponier bedeutete, dass er noch nicht verheiratet war. Angeblich bekamen saponische Männer bis zu ihrer Hochzeitsnacht nicht eine saponische Frau zu Gesicht. Selbst von ihren Müttern wurden sie getrennt, wenn sie noch klein waren. Umso gieriger waren sie auf faruanische Sklavinnen.

Und Burk war von allen Wachsoldaten der grausamste. Tags-

über belästigte er die Mädchen im Bergwerk, und jeden Abend wählte er sich eines aus, das mit ihm gehen musste. Kaum jemand wusste, was er mit ihnen tat. Nur die Augen der Mädchen hatten jeglichen Glanz verloren, wenn Burk sie wieder gehen ließ. Er zerbrach ihre Seelen innerhalb einer einzigen Nacht.

Alia war eine der wenigen, die ahnte, was er mit ihnen tat. Sie hatte die Wunden gesehen, die Burk seinen Opfern zufügte. Nicht alle Wunden, ganz sicher nicht. Aber die schlimmsten. Denn meistens kamen die Mädchen erst dann zu ihr, um sich behandeln zu lassen, wenn sich die Wunden entzündeten oder wenn sie so viel Blut verloren, dass es sie beinahe umbrachte.

Jetzt also Fili, ihre beste Freundin.

»Burk tut das mit Absicht«, flüsterte Alia. »Bis jetzt hat er jedes Mädchen ausgewählt, das sich frisch verlobt hat.«

Fili verzog das Gesicht. »Ja, ich weiß. Druscho hätte unsere Verlobung nicht im ganzen Dorf bekannt geben sollen. Aber du kennst ihn doch. Er ist viel zu stolz. Er hätte sich nicht daran hindern lassen.«

Alia presste die Lippen aufeinander. Sie hatte ihrer Freundin nie von den Wunden der anderen Mädchen erzählt. Doch das, was Burk ihnen zufügte, waren regelrechte Folterkunstwerke: sorgfältig abgetrennte Hautfetzen, unter denen das rohe Fleisch hervorkam, oder großflächige Muster, mit glühenden Eisen in die Haut gebrannt. Allein diese Wunden erzählten die Geschichte einer grausamen Nacht. Doch die Folter schien nur das Vorspiel zu sein. Die meisten der Mädchen baten um einen Abtreibungstrank. Auch die Stellen, die Burk verletzte, waren privat, die intimsten Zonen einer Frau.

Alia musste schlucken, um die aufsteigende Übelkeit zurückzudrängen. »Den Dienst zu tauschen, reicht nicht. Wir müssen dich verstecken. In den verbotenen Gängen. Ich weiß, wo. Ich kenne mich aus.«

Erschrocken schüttelte Fili den Kopf. »Du meinst, ich soll

mich zwischen die Leichen und Skelette kauern, die da unten ertrunken sind? Und dort soll ich dann *wie lange* ausharren? Tagelang? Einen Blutmonat? Bis Burk meine Familie in Sippenhaft genommen und umgebracht hat?« Sie schüttelte noch einmal den Kopf. »Auf keinen Fall! Lieber lasse ich mich von ihm entjungfern und tue dann so, als wäre nichts gewesen.«

Alias Übelkeit wallte auf. Mit der Sippenhaft hatte ihre Freundin recht. Fili hatte jüngere Geschwister und eine alte Mutter, die nur noch mühselig die Arbeit der Sklaven verrichten konnte. Sie alle würden leiden müssen, wenn Fili verschwand. Ganz zu schweigen davon, was geschah, wenn Burk den stillgelegten Teil des Bergwerkes durchsuchen ließ. Alia selbst verbarg ihr größtes Geheimnis dort unten: das Liebste und Teuerste, was ihr abgesehen von Mariusch noch geblieben war. Ihre kleine blonde Schwester.

Nicht einmal Fili durfte erfahren, dass Nelja noch lebte. Wie alle anderen glaubte sie, Alias Schwester wäre vor vielen Jahren von den Blutsuchern verschleppt worden, weil sie blond und blauäugig war und damit ein perfektes Opfer für die Blutgöttin darstellte.

Jeden Monat forderte die grausame Sapia ein Opfer, ein blondes, blauäugiges Mädchen, um ihre blutrünstige Gier zu stillen. Doch blonde Frauen und Mädchen waren selten geworden. Um die letzten blonden Kinder zu finden, zog der Blutsohn mit seinen Horden durch sämtliche Sklavenkolonien. Auch in ihrem Dorf waren die Blutsucher schon dreimal aufgetaucht. Eine Horde von blonden Männern auf weißen Pferden, die jeden Winkel des Dorfes durchsuchten, um blonde und blauäugige Kinder zu finden. Ein Merkmal allein reichte ihnen nicht. Nur wenn die Kinder beides besaßen, wurden sie mitgenommen.

Doch Nelja hatten sie nie gefunden. Irgendjemand hatte Alias Mutter gewarnt, noch bevor die Blutsucher das erste Mal aufgetaucht waren, und seither hielten sie ihre kleine Schwester

versteckt. Sogar vor ihren engsten Freunden. Nur Alia und Mariusch wussten, dass Nelja noch lebte. Seit zehn Blutjahren, seitdem das Bergwerk errichtet worden war, fristete sie ihr Dasein unter Tage. Ohne jemals nach draußen zu gehen, war Nelja von einem Kleinkind zu einem Mädchen herangewachsen. Es war nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn die Sapioner den verbotenen Teil des Bergwerkes durchsuchten ...

Verzweiflung stieg in ihr auf. Sie musste ihrer Freundin helfen, musste sie vor Burk bewahren. Aber alles, was ihr einfiel, kam zu spät: »Wir hätten mit dir das Gleiche tun sollen wie mit mir. Nicht einmal Burk hat Interesse an einer Schorfmade.«

Fili riss erschrocken die Augen auf. »Schorfnaden? Bist du des Wahnsinns? Ich lasse mich doch nicht mit diesen Viechern infizieren. Das ist es nicht wert.«

Alia zuckte zusammen. Sie konnte spüren, wie ihre Freundin versuchte, durch den Dreck auf ihre Haut zu sehen. Nicht einmal Fili wusste, dass Alias Gesicht unversehrt war.

»Sieh an, sieh an! Heimliche Schorfmadengespräche im Schatten!« Plötzlich stand Marille neben ihnen. »Ihr wollt euch wohl drücken. Soll ich die Wachen rufen?« Sie warf einen abschätzigen Blick auf Filis zerrissenes Kleid. Gleich darauf verzogen sich ihre Mundwinkel zu einem Grinsen. »Lass mich raten: Burk hat dich auserkoren? Dann viel Spaß heute Nacht!«

Alia hielt die Luft an. Fili wich einen Schritt zurück. »Wir haben nur unseren Dienst getauscht«, haspelte sie. »Ich komme mit euch in die Wasserkolonnie, und Alia führt das Erdpony und bringt die Lore nach oben.«

Marille lachte auf. »Du willst dich also hier unten verstecken? Netter Versuch. Aber glaub ja nicht, dass du Burk entkommst. Er hat eine Vorliebe für Mädchen, die wegrennen.«

Fili wich noch weiter zurück, drehte sich um und reihte sich hinter den anderen Sklaven ein, die sich die leeren Fässer von der Nachbarlore holten, sie auf ihre Rücken schnallten und

wieder den Gang hinabliefen. Marille folgte ihr, ohne Alia noch eines Blickes zu würdigen.

Während Alia den beiden nachsah, stieg eine merkwürdige Erinnerung in ihr auf: Rötliches Morgenlicht fiel durch die Ritzen in die Hütte ihrer Eltern, ein verhaltenes Klopfen pochte an die Tür. Ein weinendes Mädchen in zerrissenen Kleidern stand davor, als ihre Mutter öffnete: Marille. Sie murmelte einen Namen, in dem der größtmögliche Schrecken lag: Burk.

Hieß das, Marille war eines seiner ersten Opfer gewesen? Damals, als Alia noch fast ein Kind gewesen war, als ihre Eltern noch gelebt hatten und ihre Mutter wie eh und je die Kranken des Dorfes behandelt hatte? Marille war nur wenige Blütezyklen älter als Alia. Innerhalb einer einzigen Nacht hatte Burk ihre Würde, ihr Selbstwertgefühl und ihre Weiblichkeit zerbrochen, die schlagartig zu ihrem ärgsten Feind geworden war. Vermutlich war sie deshalb so zynisch.

»He! Wer ist für dieses Erdpony zuständig?« Einer der Sklaven rief durch den Tunnel und riss Alia in die Gegenwart zurück. Um sie herum war Unruhe aufgekommen. Die Lore war bis zum Rand mit Wasserfässern beladen. Auf dem gegenüberliegenden Gleis parkte bereits die nächste Lore. Alia musste sich sputen, musste Filis Aufgabe übernehmen, ohne den Ablauf zu behindern. »Ich bin zuständig«, rief sie und eilte zu dem Erdpony.

Das dicke, plumpe Tier wusste seine Freiheit zu nutzen, schnüffelte mit der Nase am Boden, kratzte mit den breiten Hufen über die festgetretene Erdkruste, als wolle es jeden Moment anfangen, einen Gang zu graben.

»Halt, Dickerchen.« Alia fasste nach seinem Geschirr, zog seinen länglichen Kopf nach oben und klopfte ihm den kurzen Hals. »Nicht graben. Du bist ein Zugtier!«

Das Erdpony spitzte die runden Ohren, wandte sich in Alias Richtung und beschnüffelte ihr Gesicht.

Alia musste lachen: »Ich weiß, ich weiß, du kennst mich nicht.

Aber ich bin nett zu dir.« Sie streichelte dem Tier zwischen den winzigen Augen über die Stirn. Erdponys waren blind und so ziemlich die hässlichsten Tiere, die es gab. Aber sie waren gutmütig und ausgesprochen nützlich für die Arbeit unter Tage. Nicht nur dass sie einen natürlichen Hang besaßen, nach Wasser zu buddeln und unterirdische Tunnel zu graben, sie waren auch ausgesprochen kräftig und ließen sich bereitwillig anspannen und mit ihrer Last durch die Gänge führen. Allerdings musste man permanent aufpassen, dass sie nicht anfangen, Löcher zu graben. Vermutlich würden sie mitsamt der angespannten Lore in die Tiefe abtauchen, wenn man sie nur lange genug unbeaufsichtigt ließ.

Alia musste schmunzeln. »Auf geht's, Dickerchen! Zieh das Wasser nach oben, und du darfst ein paar Schlucke davon trinken, wenn wir ankommen.« Sie klopfte ihm auf den runden Po, ließ ihre Hand in dem braunen Fell liegen und spürte, wie sich die kräftigen Muskeln darunter anspannten. Mit einem leisen Schnauben legte sich das Pony ins Geschirr, stemmte die kurzen Beinchen in den Boden und zog die Lore voran. Von nun an musste Alia nur noch darauf achten, dass es auf dem Gleisbett blieb und nicht versuchte, in einen der Nachbartunnel auszubrechen. Immer wieder senkte das Erdpony den Kopf, schnupperte rechts und links über den Boden und sah so aus, als wollte es sich am liebsten in die Tiefe hinabgraben. Alia wusste nicht, wie alt dieses Tier war, aber sie würde wetten, dass es noch jung war.

*»Eigentlich ist es ganz leicht, Wasser zu finden«, hatte Mariusch ihr vor einiger Zeit erklärt. »Du musst nur auf die Tiere achten. Es gibt so viele Arten, die darauf spezialisiert sind, sich tief im Erdreich mit Wasser zu versorgen. Man muss nur lernen, ihr Verhalten zu deuten, und schon hat man das ganze Geheimnis entschlüsselt.«*

Mariusch war ein Meister darin, das Verhalten der Tiere zu deuten und sie für sich suchen zu lassen. Auch wenn das bedeu-

tete, dass er sein Bett mit drei anhänglichen Wasserzauseln teilen musste, die sich von allen Seiten an ihr Herrchen kuschelten und Alia nur knurrend dazwischenließen.

Alia hatte nicht halb so viel Talent im Umgang mit Tieren. Ihr größtes Interesse bestand darin, die Menschen und ihre Umwelt zu beobachten und zu versuchen, Antworten auf die Fragen zu finden, die sie beschäftigten. Warum zog sich das Wasser immer weiter unter die Erde zurück? In ihrer Kindheit hatte es noch Seen und Flüsse gegeben, in denen man baden konnte ... und jetzt? Dort, wo früher ihr Lieblingsteich gelegen hatte, gab es nur noch ein trockenes Loch. Selbst die Wälder verdorrten, und jede Pflanze, die wachsen sollte, musste mit unterirdischem Wasser beträufelt werden.

Aber Tierarten, die gut darin waren, das unterirdische Wasser zu finden, hatte es auch früher schon gegeben. Ebenso wie Pflanzen, deren Pfahlwurzeln tausend Mannslängen tief in die Erde reichten. Wieder anderen Tieren und Pflanzen machte die Dürre kaum etwas aus.

Doch musste das alles nicht bedeuten, dass es schon andere Zeiten gegeben hatte, in denen sich das Wasser so weit zurückgezogen hatte? Diese schreckliche Dürre, die ganz Ruann quälte, die ewige Kriege über das Land trieb und die Sapioner dazu brachte, alle anderen Völker zu überfallen und zu versklaven. Was wenn diese furchtbare Dürre nichts Neues war, sondern ein uraltes Phänomen, das einfach nur vergessen worden war? Direkt nach der Eroberung hatten die Sapioner verboten, die alten Geschichten zu erzählen. Ob sich darin die Wahrheit finden ließ?

Alia konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken. In ihren Tagträumen war Farua noch immer das Land der tiefen Wälder und dichten Wiesen, der Seen und Flüsse, die sich zwischen weiche Hügel duckten. An manchen Tagen sah sie das Bild so deutlich vor sich, dass sie erschrak, wenn sie am Abend ans Tageslicht stieg, wenn sie über die staubigen Wege lief und ihr Blick über



die toten Baumskelette streifte, die am Rand des Dorfes zusammengebrochen waren.

Aber wenn es das alles schon einmal gegeben hatte, vielleicht würde die Dürre auch dieses Mal wieder vorbeigehen? Oder war es so, wie die Sapioner sagten: Mussten sie Monat für Monat Sapias blutrünstige Gier stillen, um die vollkommene Austrocknung zu verhindern? Stimimte es, dass die grausame Göttin erst dann Ruhe gab, wenn ihre Krieger die ganze Welt erobert hatten?

Zumindest die Sapioner schienen davon überzeugt zu sein. In ihren Gebeten versprachen sie der Göttin, sich für ihre Ziele hinzugeben. Auch die meisten Sklaven hatten sich der Religion der Sapioner angepasst, schon allein deshalb, weil sie nicht verfolgt werden wollten.

Alia hingegen glaubte lieber an die Götter ihres eigenen Volkes. Vielleicht gab es unter ihnen eine Gottheit, die in der Lage war, den Krieg aufzuhalten und das Wasser nach Ruann zurückzubringen. Doch Alia wusste viel zu wenig über die faruanischen Legenden. Die meisten Geschichten ihrer Kindheit waren nur noch eine vage Erinnerung.

Der Tunnel, durch den Alia das Erdpony führte, wurde immer breiter. Immer weitere Gleise mündeten aus anderen Bergwerksabschnitten ein, bis fünf Loren nebeneinander den Tunnel hinaufführen. Auf der anderen Seite des Ganges führten fünf Gleise hinab.

Nicht zum ersten Mal fragte Alia sich, warum die breiten Tunnel nicht zusammenbrachen. Aber sie war keine Statikerin. Nur wenige der Sklaven wussten, wie man ein solches Bergwerk baute, und sie waren vorsichtig damit, ihr Wissen weiterzugeben. Immerhin sicherte es ihnen und ihren Familien den größtmöglichen Sonderstatus. Die Familien der Bergwerksbauer waren die einzigen, die außerhalb des umzäunten Sklavendorfes in Freiheit leben durften. Sogar die Frauen in Kobens Familie

waren sicher. Wenn ein saponischer Wachsoldat wie Burk die Tochter von Koben auch nur zu lange ansah, würde er noch am selben Tag hingerichtet werden.

»Na, sowas ...« Eine raue Stimme durchbrach Alias Gedanken. Erst jetzt entdeckte sie Burk, der am Rand ihres Gleises an einem Felsen lehnte. In der rechten Hand hielt er ein Messer, in der Linken einen Stein, mit dem er die Klinge schärfte. »Dort, wo eben noch ein hübsches Mäuschen lief, kriecht jetzt eine dreckige Schorfmade durch den Tunnel.« Er löste sich von der Wand und kam über das Gleis auf sie zu. Seine schwarze Lederhose knirschte mit jedem Schritt.

Alia spürte den Drang, ihm mit erhobenem Haupt entgegenzutreten. Sie wollte ihm zeigen, dass sie sich nicht vor ihm fürchtete. Unweigerlich fiel ihr Blick auf seine schwarzen Haare. Sie hingen lang über Burks Schultern, doch auf der rechten Seite konnten sie nicht über die kahle Stelle hinwegtäuschen, die sich in einer großflächigen Narbe über seinen Kopf zog.

Feuer. Seine Haare mussten gebrannt haben, um eine solche Narbe zu hinterlassen. Doch es war nicht der übliche kurze Strohbrand gewesen, bei dem Haare in Flammen aufgingen und sofort wieder erloschen. In seinen Haaren musste eine Substanz geklebt haben, die sie dauerhaft brennen ließ wie den Docht einer Kerze: Wachs ... oder Harz. Ob seine Narbe im Kampf entstanden war? Oder hatte ihn jemand mit Absicht so gequält?

Die Narbe sah alt aus, grauweiß und mit einem Glanz, als würde sich die zerstörte Haut nur mit Mühe über seinen Kopf dehnen. Vermutlich hatte er die Verletzung schon als Kind erlitten.

»Was starrst du so?!« Burk blieb mit gebührendem Abstand stehen und spuckte vor ihr aus. »Schorfmade!«

Alia hätte ihn fragen können, ob er häufig Kopfschmerzen hatte. Wenn die vernarbte Haut so sehr über seinem Schädelknochen spannte, durfte sie davon ausgehen. Vor allem das Son-

nenlicht oder die Helme, die die Sapioner im Kampf trugen, dürften ihm zusetzen. Doch es war besser, ihn nicht weiter zu provozieren. Also senkte sie den Kopf und führte das Erdpony an ihm vorbei.

»Du schuldest mir noch was!« Burk schnalzte mit der Zunge. »Wo ist das Mäuschen, das mir die nächste Nacht versprochen hat?«

*Sie hat dir gar nichts versprochen.* Die Worte lagen auf Alias Zunge. Doch sie durfte nicht frech werden. »Getauscht«, flüsterte sie.

Burk lachte auf. »Dummes Mäuschen! Glaubt sie etwa, die Katze würde sie in ihrem Loch nicht finden? Katzen warten einfach, bis das Mäuschen rauskommt.« Er steckte das Messer in seinen Gürtel. »Ich freue mich schon auf den Abendappell. Das kannst du deiner Freundin ausrichten!«

Alia zerrte an den Zügeln des Erdponys, ging schneller und ließ Burk hinter sich zurück. Wenn er wüsste, dass ihre Mutter sämtliches Heilwissen an sie weitergegeben hatte, dann würde er sie sicher um eine Medizin gegen seine Kopfschmerzen bitten, und sie könnte ihm eine Dosis verabreichen, die ihn langsam, aber sicher vergiftete. Doch die Sapioner durften nicht wissen, dass es noch immer Heiler unter den Faruanern gab, und wenn Burk es erfahren sollte, wäre sie ihres Lebens nicht mehr sicher.

Dabei war Alia keine echte Heilerin. Sie besaß nicht das Talent und die Leidenschaft ihrer Mutter. Sie tat es nur, weil es sonst niemanden gab, der sich um die Kranken kümmerte. Doch eines Tages würde sie fliehen. Wenn es ihr gelang, sich bis zum Waldgürtel von Farua durchzuschlagen, könnte sie sich den Partisanen anschließen. An ihrer Seite wollte sie kämpfen, damit es den Sapionern niemals gelang, durch den Waldgürtel zu dringen und das unabhängige Nordfarua einzunehmen. Am liebsten wäre Alia sofort aufgebrochen. Allein ihre Liebe zu Mariusch

und die Fürsorge für Nelja hinderten sie daran. Und zu dritt wäre es weitaus schwieriger zu fliehen.

Dennoch spürte sie ein aufgeregtes Bauchkribbeln, als der Ausgang des Bergwerkes vor ihr lag. Helles Licht strömte in den Tunnel und zwang sie, die Augen zusammenzukneifen. Draußen endeten die Schienen auf dem Umladepplatz. Mehr als fünfzig Sklaven liefen durch die pralle Sonne, rollten die vollen Fässer von den Loren und verluden sie auf Wagen. Um sie herum wuselten die saponischen Fahrer der Kutschen, genauso wie die Wachen, die hier draußen das größte Aufgebot stellten. Der Umschlagplatz war das einzige »Tor« nach draußen, das regelmäßig von Sklaven betreten wurde, und die Kutschen boten etliche Möglichkeiten, sich zwischen Fässern und unter Lederplanen zu verstecken.

Wenn Alia allein wäre, hätte sie es längst versucht. Aber mit einer geschwächten, kleinen Schwester war das Risiko zu groß. Um zusammen mit Nelja zu entkommen, musste sie einen anderen Weg finden. Alia unterdrückte ein Fluchen, führte das Erdpony auf das Umladegleis und spannte es aus. Im Gleis nebenan stand eine Lore mit leeren Fässern, die sie zurück in ihren Tunnelabschnitt bringen musste. So schnell sie es hinbekam, schirrte sie das Erdpony an und führte es zurück in den Tunnel.

Als ihr der verfaulte Geruch des Bergwerkes entgegenschlug, wallte die Übelkeit in ihrem Magen auf. Vielleicht war es doch besser, in den Tiefen der Tunnel ein Dreckrattenleben zu führen, anstatt hier oben die Freiheit zu riechen und dann wieder in die Dunkelheit abzutauchen. Nur das Erdpony schien im Schatten der Tunnel aufzuwachen und zog die Lore so munter das Gleis hinab, dass Alia Mühe hatte, ihm zu folgen.

Sie waren gerade auf Ebene neun angelangt, als ihnen aufgeregte Schreie entgegenkamen: »Neue Wasserader gefunden! Ebene zwölf bis acht sofort evakuieren!« Die Schreie stammten von den Sklaven, die aus den tieferen Ebenen kamen. Von

allen Seiten strömten sie in den Haupttunnel, liefen, so schnell sie konnten, und schubsten sich zur Seite. Wer im Hauptgang zu tun hatte, ließ alles stehen und liegen und rannte mit den fliehenden Sklaven nach oben.

Nur Alia erstarrte inmitten des Stromes. Bilder von einem ähnlichen Szenario tobten durch ihren Kopf, von einem anderen Tag mehrere Blutjahre zuvor, an dem sie die gleichen Schreie gehört hatte, dicht gefolgt von dem Gurgeln des Wassers, das aus den Tiefen der Tunnel heraufdrang. Es war so greifbar, als würde es ein weiteres Mal geschehen ...

Ihre Mutter war dort unten gewesen und niemals ans Tageslicht zurückgekehrt.

Jetzt war Mariusch in den Tiefen auf Ebene zwölf, dort, wo sie die neue Wasserader gefunden hatten. Es musste eine sprudelnde Quelle sein, wenn sie ganze fünf Ebenen evakuierten, eine unterirdische Höhle, in der das Wasser seit Jahrtausenden eingeschlossen war.

Genauso wie damals!

Wenn die Wassersucher die Steinschichten am Rand einer solchen Höhle durchbrachen, dann gab es keine Garantie, den nächsten Atemzug noch zu erleben. Wenn es brüchige Gesteinschichten waren, konnten sie zersplittern wie zerschlagenes Eis, und das Wasser flutete die Tunnel. Damals war ihre Mutter in den Fluten ertrunken, obwohl sie mindestens zwei Ebenen darüber gewesen war. Und heute ...

»Mariusch. Nelja.« Ohne ihr Zutun setzten sich Alias Beine in Bewegung. Sie ließ das Erdpony stehen und rannte, doch nicht nach oben, sondern den Sklaven entgegen, die immer dichter von unten heraufdrängten. Sie versuchte, im Slalom an ihnen vorbeizuhasten, bis sie sich an den Tunnelwänden entlangschieben musste, um vorwärtszukommen. Erst auf Ebene elf wurden die Gänge leerer. Als Letztes rannten ihr die Kinder von Ebene zwölf entgegen.